

## Washington: Die große Party zu Bill Clintons zweiter Amtszeit

# Pathos und Popcorn

Warum Amerika sich und den Präsidenten so feiern kann, wie es in Europa keiner mehr wagt

Von Josef Joffe

**Washington**, 20. Januar – Wer reinkam in die USAir-Arena am Stadtrand von Washington, wer wo und wie nahe an Bill und Hillary unter dem gewaltigen Satteldach Platz nehmen durfte – das bestimmte eine fein zisierte Hackordnung, die ausgeklügelter nicht einmal am Hof von Byzanz zu finden gewesen wäre. Doch war das Prinzip simpel. Clinton-Sprecher David Seldin erklärt es so: Die besten, die begehrtesten Einladungen zu den schier unzählbaren Lustbarkeiten am Samstag, Sonntag und Montag sind an jene Leute gegangen, die eine „Fähigkeit zum Spenden gezeigt haben“.

Formal ist der Amtseid vor dem Kapitol der Höhepunkt der Inaugurationsfeiern; in Wahrheit aber ist es die *Presidential Gala* am Abend davor. Hier feierte der alte und künftige Präsident Bill Clinton mit 16 000 Gästen, seinen „engsten Freunden“, wie die *Washington Post* ironisch notierte. Mag sein, daß der Normalmensch nicht ganz so viele „enge Freunde“ hat; Tatsache aber bleibt, daß die Gala das exklusivste Ereignis des Drei-Tage-Festes war.

Es hat immerhin 30 Millionen Dollar gekostet. Aus der Staatskasse aber ist nicht einmal eine Million geflossen – für die Vereidigungszeremonie Montag mittag. Was Wunder, daß ein „offizielles“ Bronze-Medaillon von Clinton und seinem Vize Al Gore im TV-Shopping-Kanal für 39,50 Dollar losgeschlagen werden mußte, daß CBS für die exklusiven Senderechte drei Millionen hingelegt haben soll, daß man für die teuersten Gala-Tickets 3000 Dollar bezahlen mußte (wenn man einer Einladung für würdig befunden worden war).

### Im Mythos eingewickelt

Trotzdem war die USAir-Arena bis unter die Dachkante gefüllt, und dort – ganz oben – konnte man schon für 100 Dollar dabei sein. Trotzdem war es ein zutiefst demokratisches Fest, eine Mischung aus Sechs-Tage-Rennen und Opernball, Rock-Party und Staatsempfang. Bloß: Die Cokes und die Würstchen mußte ein jeder selbst bezahlen. Die Herren im Smoking, die Damen im langen Pailletten-Kleid standen einträchtig mit College-Studenten und Partei-Aktivisten in der Schlange vor der Popcorn-Maschine, dem Hotdog-Stand. Und als sich der Saal verdunkelte, als der Conferencier aus Hunderten von Lautsprechern verkündete, daß „Amerika nicht nur ein Land, sondern ein Traum“ sei, als die Nationalhymne verklungen war, da begann die Magie des amerikanischen, des demokratischen Mythos sich wie ein einziges blauweißbrotes Band um die 16 000 zu wickeln, egal, ob sie unterm Dach oder in Reichweite von Bill & Hillary saßen.

„Wir feiern hier den Geist, der Amerika beseelt, wir ehren heute Abend unsere Demokratie“, rief Clinton, nachdem sie ihn mit ei-

ner Standing Ovation begrüßt hatten. „Alles hier ist so einzigartig amerikanisch. Nur in Amerika haben so viele Menschen aus so vielen Völkern zu einer Nation zusammenwachsen können.“ Und: „Morgen feiern wir nicht nur unsere Demokratie, sondern erneuern sie auch – wie alle vier Jahre.“

Würde Kohl, würde Major so reden? Wenn in London oder Bonn ein neuer Kanzler oder Premier ins Amt eingeführt wird, versinkt das demokratische Erneuerungsritual in Routine. Erst recht in Rom: Dort gab es in der Nachkriegszeit mehr Regierungen als in Amerika Inaugurationen seit 1789; Clintons zweite war erst die Nummer 53. Längst haben die Europäer das politische Pathos verlernt – als etwas Peinliches, gar Unanständiges unter den Teppich ihrer Geschichte gekehrt. Amerika aber hat seinen Gründer-Mythos vom *novus ordo seclorum*, vom „Neuen Jerusalem“ unbeschädigt aus dem Jahre 1776 an die Schwelle zum nächsten Jahrtausend getragen; Pathos und Optimismus nähren sich aus 200 Jahren Demokratie, die nie in den Abgrund von Despotismus und Totalitarismus gerutscht ist.

„Amerika ist nicht nur ein Land, sondern ein Traum“ – welcher Europäer würde das nach den monströsen Tragödien, die von den Religions- bis zu den Weltkriegen reichen, von seiner eigenen Nation sagen? Welche deutsche Schauspielerin würde wie Candice Bergen unter den 30 Meter breiten Bundesadler an der Stirnseite der Arena treten und verkünden: „Amerika ist eine Reise, kein Ankunftsart“ oder wie der schwarze Hollywood-Star Whoopi Goldberg die Einzigartigkeit Amerikas zelebrieren: „Nirgendwo in der Welt oder in der Geschichte gibt es Vergleichbares.“

„An *American Journey*“, eine „amerikanische Entdeckungsfahrt“ war Motto der Gala – der Mythos von Flucht und Erneuerung auf der anderen Seite des Ozeans als Bestimmung und Programm. (Ähnlichkeiten mit dem Auszug aus Ägypten und der Reise ins Gelobte Land sind rein absichtlich.) Immer wieder tauchten auf riesigen Leinwänden, eingerahmt von nachempfundenen griechischen Tempelsäulen, Bilder von Ellis Island auf, jener kleinen Insel im Hafen New Yorks, wo zwölf Millionen Einwanderer den Boden Amerikas betraten. Die Bühnenshow, moderiert von Candice Bergen, Whoopi Goldberg und Michael Douglas, war scheinbar Unterhaltung im Stil der Oscar-Verleihung. In Wahrheit aber war es die Inszenierung des Mythos Amerika, des *e pluribus unum*, „aus den Vielen das Eine“, wie das nationale Motto lautet.

Da tanzte der Russe Baryshnikov zur Musik des Juden Gershwin, der europäische Klassik mit Jazz verschmolz. Der irischstämmige Mark O’Connor spielte auf der Fiedel, der Chinese Yo-Yo Ma auf dem Cello. Der spanisch singenden Gloria Estefan

folgte der schwarze Stevie Wonder, Leonard Bernsteins Ouvertüre zu „Candide“ der Maschinengewehr-Rhythmus der schwarzen Truppe des Broadway Musicals „Bring In &#146;Da Noise, Bring In &#146;Da Funk“. Aretha Franklin brüllte ihren Blues, die blitzblanken Kadetten von der Marine-Akademie sangen „America, the Beautiful“.

### Die letzte Rede

Und Clinton strahlte. Er sonnt sich in den besten Meinungsumfragen seit Beginn seiner ersten Amtszeit 1993. 60 Prozent finden seine Amtsführung gut. Er ist einer der wenigen in diesem Jahrhundert, der ein zweites Mal vor dem Kapitol die Hand heben darf – zwei ganze Amtszeiten haben nur Wilson, Roosevelt, Eisenhower und Reagan geschafft. Bis zur letzten Minute feilte er an seiner Rede, wohl ahnend, daß ihm die großen, erinnerungswürdigen Worte nicht gelingen würden.

Das hat beim zweitenmal nur Abraham Lincoln geschafft, als er 1865, am Ende des Bürgerkrieges, die Hand zur Versöhnung reichte mit den unsterblichen Sätzen: „Laßt uns die Wunden der Nation verbinden und alles tun, was einen gerechten und dauerhaften Frieden zwischen uns selbst und mit allen Nationen schaffen könnte.“ Der grimmige Washington, der eigentlich gar nicht wieder antreten wollte, stieß nur 135 Wörter aus und ging dann nach Hause, nach Virginia. Und ein gewisser William Henry Harrison hat sich am Inaugurationstag 1841 buchstäblich zu Tode geredet. Er hielt die längste Rede aller Zeiten; es war schrecklich kalt, und Harrison sprach ohne Mantel und Hut, nachdem er schon zwei Stunden lang vom Weißen Haus zum Kapitol geritten war. Einen Monat später raffte ihn die Lungenentzündung dahin.

Die großen Worte, die in die nationale Mythologie eingingen, gelingen nur beim erstenmal. „Das einzige, was wir fürchten müssen, ist die Furcht selbst.“ Jeder Amerikaner kennt diesen Satz von Franklin Roosevelt, gesprochen am 4. März 1933 auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise. Die halbe Welt kann sich noch an John F. Kennedy (20. Januar 1961) erinnern: „Frage nicht, was Dein Land für Dich tun kann . . .“ Und Clinton weiß auch, daß das zweite Mal die Zeit der Prüfungen und Fallstricke ist – siehe Nixon, der 1972 eine glänzende Wiederwahl verbuchte und 1974 wegen Watergate schmachlich zurücktreten mußte. Oder Johnson, der an Vietnam zerbrach.

Clinton, der diesmal eine viel bescheidendere Inauguration inszenieren ließ als 1993, sinnierte nach seiner Wiederwahl: „Manchmal glaubt ein Präsident, daß er ein größeres Mandat hat, als er wirklich hat, und versucht dann, zuviel zu unternehmen . . . manchmal geht einem dann einfach der Dampf aus.“ Er kenne die „Fallstricke der Vergangenheit“, aber er, der ewige Optimist, werde sein „Be-

stes tun, sie zu umgehen“.

Für den Eintrag in die Geschichtsbücher – für große nationale Entwürfe – bleibt nicht mehr viel Zeit. „Die zweite Amtszeit ist wie ein Stundenglas“, notiert Stephen Hess, Chronist der US-Präsidentschaft, „und der Sand läuft aus.“ Eigentlich bleibt nur dieses Jahr, das fünfte. Im sechsten – 1998 – ist der Kongreß mit seiner Wiederwahl beschäftigt, und in den Jahren sieben und acht ist der Präsident erfahrungsgemäß eine „lahme Ente“, der niemand mehr richtig folgt.

Überdies kennt Clinton die Stolpersteine. Sie heißen „Whitewater“ (Korruption während der Gouverneurszeit in Arkansas),

„Paula Jones“ (sexuelle Belästigung 1991) und „Lippogate“ (illegale Wahlkampfspenden von Ausländern 1996). Um die drei Affären kümmern sich Sonderstaatsanwälte, das Oberste Gericht und demnächst der Kongreß. Clintons Hauptproblem ist dabei das dauernde Dahinköcheln dieser Noch-nicht-Skandale, die ihn nicht nur viel Zeit und Geld, sondern vor allem sein kostbarstes Kapital kosten: Autorität und Einfluß.

An diesem Montag aber hat das alles keine Rolle gespielt, als 800 000 Menschen aus ganz Amerika sich trotz klirrender Kälte entlang der Paraderoute zwischen der Nationalgalerie an der Constitution Avenue und

dem Weißen Haus drängten. High-School-Bands aus dem ganzen Land, Indianer, Eskimos, Akrobaten marschierten stundenlang durch die Pennsylvania Avenue, vorbei an der Präsidententribüne vor dem Weißen Haus – aber sie feiern nicht wirklich Clinton. „Dies ist eine Feier der amerikanischen Zivilreligion“, betont der Historiker Marvin Kranz, „die Leute demonstrieren so die Vielfalt und Einheit der Nation.“ Und ein Professor der American University in Washington sagt: „Die Inauguration ist unsere Queen-Elizabeth-Nummer.“

NUR DIE 16 000 ENGSTEN Freunde waren dabei: Seine zweite Amtszeit feierte Bill Clinton mit einer Riesen-Gala.

Photo: Reuter

STOLPERSTEINE nach der großen Sause: Clinton-Gegner protestieren zur Inauguration-Feier.

AP